



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

M.: Reiseeindrücke aus München und Wien.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

dortigen Männerturnvereine eine darauf zielende öffentliche Erklärung erlassen und fordert andere Turnvereine auf, sich derselben anzuschließen.

Reiseeindrücke aus München und Wien.

Sind Wien, Berlin, Dresden, Köln und die meisten andern Großstädte Deutschlands organische Gebilde, die in Folge eines natürlichen Wachsthumes und geschichtlichen Verlaufes das geworden sind, was sie sind: so gilt von der Hauptstadt Bayerns das gerade Gegentheil: sie ist nicht geworden, sondern gemacht. Es gibt zwar neben dem neuen München, das fast allein die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich zieht, auch ein altes München, das er um irgend eines alten Gebäudes willen, oder weil ihn sein Weg hindurch führt, nebenher in Augenschein nimmt: enge Straßen mit hohen Häusern und lebhaftem Verkehr, dichtgedrängt um die ehrwürdige Metropolitankirche des Erzbisthums München-Freising zu unsrer lieben Frau, einem gothischen, aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammenden Backsteinbau, dessen zwei abgestumpfte Thürme weithin sichtbar sind. Dieses alte München steht im richtigen Verhältniß zu der Größe und den Mitteln des Landes: es ist die bescheidene Hauptstadt eines Königreichs von bescheidner Größe. Natürlich wurden, wie in andern Städten, auch hier Erweiterungen nothwendig; aber jene neuen Quartiere, die, wie mit Dampf getrieben, sich plötzlich erhoben haben, gehen weit über das vorhandene Bedürfniß hinaus. Das seit den dreißiger Jahren entstandene Neumünchen, wodurch die Altstadt ganz in Schatten gestellt worden und dem Krämer und Handwerker anheim gefallen ist, hat eine sehr vornehme Miene angenommen, als wollte es sagen: Seht die Hauptstadt des Großstaates Bayern! Leider aber haben seine Straßen kein Pflaster, und man wird unwillkürlich an einen Cavalier in reichgesticktem Rock erinnert, der zerrissene Stiefel trägt. Ueberdies herrscht dort wenig Leben, und die sechzig Schritt breite Ludwigsstraße mit ihrem geringen Verkehr läßt sich ganz wohl mit dem breiten Bett eines Stroms vergleichen, durch das ein dünnes Bächlein sickert. Welch ein Unterschied gegen die menschenwimmelnde Kaiserstadt an der Donau, von der wir unten handeln werden! Wien ist ein Mann, dem es zu eng in seiner Jacke geworden ist, das neue München ein Junge im Confirmandentkleid, das

der Schneider nach weisem Dorfgebrauch so lang und breit gemacht hat, daß es bis zur Hochzeit als Feiertracht dienen kann.

Dies unlängbare Mißverhältniß der Stadt zum Staate berührt natürlich die Masse der Fremden, welche Jahr ein Jahr aus nach München kommen, um in dem Reiche des Schönen zu schwelgen, wenig, und es hieße in der That pedantisch sein, wollte man dem Fürsten seine Bewunderung versagen, der mit seltener Energie diese Prachtthore, Kirchen, Paläste und Denkmäler als ein Medicäer des neunzehnten Jahrhunderts hervorrief und im Lauf von nicht mehr als zwei Jahrzehnten wie durch Zauber eine Fülle von Meisterwerken erstehen ließ. Es ist nicht der Zweck dieses Aufsatzes, auf die vielen Sehenswürdigkeiten Münchens einzugehen; es soll nur, so weit als nöthig, auf sie hingedeutet werden.

Die alte Pinakothek steht der hochberühmten dresdner Bildergallerie an Zahl und Trefflichkeit der Gemälde wenig nach, und hat dabei den Vorzug, daß sie durch Aufnahme der Boisseree'sche Sammlung die altdeutsche Malerschule würdig vertritt. Eine öffentliche Gallerie neuer Gemälde, wie die Pinakothek sie bietet, findet sich, so viel ich weiß, in keiner andern Stadt Deutschlands. *) Was aber dieser Sammlung einen besondern Werth verleiht, das sind die unvergleichlichen griechischen Landschaften Rottmann's, eines Malers, der hauptsächlich für München gearbeitet hat, und daher dort nur gewürdigt werden kann. Wenn auch die Glyptothek keine sehr große Zahl von Bildhauerwerken enthält, so ist doch durch sie — im Gegensatz zu den Sammlungen in Berlin und Dresden — die griechische Kunst besonders vertreten, während jene meist Arbeiten aus der römischen Kaiserzeit in sich schließen. Jedenfalls sind die äginetischen Statuen ein sehr interessantes Unicum, und der barbarinische Faun zählt mit vollem Recht zu den besten Skulpturen, die uns das Alterthum hinterlassen hat. Von den neuen Bildhauern sind Canova und Thorwaldsen durch die Statuen des Paris und Adonis sehr würdig repräsentirt. Aber nicht allein die in den genannten Gebäuden aufgestellten Werke der bildenden Künste, sondern auch die Gebäude selber — natürlich mit Ausnahme der alten Pinakothek — so wie die Fresken berühmter Meister, womit sie außen und innen geziert sind, gereichen der Stadt zu hohem Schmucke. Die in ionischer Tempelform erbaute Glyptothek trägt außerdem in ihrem Giebelfeld und in den Nischen der äußern Mauerflächen Marmorbildwerke von Schwanthaler und Andern. Ihr gegenüber steigt ein korinthischer Tempel empor: es ist das Kunstausstellungsgebäude, ebenfalls mit einer Marmorstatuengruppe im Giebelfeld, und zwischen beiden erheben sich die Propyläen, ein Prachtthor im dorischen Stil, das noch durch Gerüste verdeckt ist. Dazu kommen die neuen, zum Theil mit den Fresken großer Meister reich ausgestatteten Gotteshäuser: die Mariahilf-

*) In Paris nur der Palast Luxembourg.

Kirche in der Vorstadt Au im gothischen Stile, die ebenfalls gothische Johannis-
 kirche in der Vorstadt Haidhausen, die Allerheiligentkirche oder Hofkapelle im
 romanisch-byzantinischen, die Ludwigskirche im mittelalterlich italienischen Stile,
 die Kirche des heiligen Bonifacius, nach ihrer Bauart gewöhnlich Basilica
 genannt, vielleicht das vollendetste Werk der neuen Architektur in München.
 Dazu treten die Erweiterungen der „Residenz“ durch den im Charakter des
 Palazzo Pitti in Florenz aufgeführten Königsbau und den dem späteren Re-
 naissancestil angehörenden Festsaalbau, zwei ebenso geräumige als prachtvolle
 Theile des königlichen Schlosses mit Marmortreppen, Delgemälden, großartigen
 Fresken und vergoldeten Statuen; ferner das dritthalbtausend Zuschauer fassende
 Hoftheater mit korinthischer Tempelfassade, die Arcaden mit historischen Bildern
 und Frescolandschaften, die Feldherrnhalle, eine Nachahmung der Loggia dei
 Lanzi in Florenz, das Kriegsministerium, die Bibliothek, das Priesterseminar,
 das Maximilians-Erziehungsinstitut und die Universität, alle fünf palastartige
 Gebäude in der Ludwigstraße, zum Theil mit prachtvoller Einrichtung, und
 am Schluß der genannten Straße das Siegesthor im Stil des Triumphbogens
 Constantins in Rom; sodann das Isarthor mit Fresken aus der bayerischen
 Geschichte, das zur Aufführung von Concerten bestimmte Odeon mit Fresken
 von Kaulbach und Andern, der im mittelalterlichen Palaststil aufgeführte,
 gegenwärtig vom König Ludwig bewohnte wittelsbacher Palast. Rechnen wir
 dazu öffentliche Denkmäler verschiedener Art, wie den hundert Fuß hohen
 Bronzeobelisken, errichtet auf dem Karolinenplatz zum Gedächtniß der 30,000
 in Rußland geopfertem Bayern, mit der seltsamen Inschrift: „Auch sie starben
 für des Vaterlandes Befreiung“; die treffliche Reiterstatue des Kurfürsten Maxi-
 milian des Ersten auf dem wittelsbacher Plage, das Denkmal des Königs
 Max, die Standbilder der Tondichter Glück und Orlando di Lasso, die des
 Staatskanzlers Kreitmayer und des bairischen Geschichtschreibers Westenrieder;
 rechnen wir endlich noch die riesige Bavaria und die Ruhmeshalle mit ihren
 75 Büsten berühmter Bayern dazu, so haben wir einen Reichthum von Kunst-
 schöpfungen vor uns, der sich fast dem der Hauptstädte des hellenischen Alter-
 thums an die Seite stellen läßt. Und dabei hat der Schöpfer dieser Schön-
 heiten das Füllhorn seiner Kunstspenden nicht allein über seine Hauptstadt
 ausgegossen: ich erinnere nur beispielsweise an das Pompejanum in Aschaffen-
 burg, an die Villa bei Edenkoben in der Rheinpfalz, an die Restauration der
 Dome zu Regensburg, Bamberg und Speier, welcher letztgenannte den
 reichsten Bilderschmuck erhielt, und vor Allem an die Walhalla bei Regensburg,
 die allein über acht Millionen Gulden gekostet haben soll.

Die Bewunderung für König Ludwig hat indessen einen bitteren Beigeschmack
 für jeden, der nicht ausschließlich Kunstfreund ist. Gegenüber einem Aufwand,
 der selbst für den Herrscher eines großen Reiches übermäßig heißen würde, ist

es erlaubt zu fragen, woher die Ströme Goldes geflossen sind, welche diese Bauten und Bildwerke möglich gemacht haben, und ob die ungeheuern Opfer, welche gebracht werden mußten, sich rechtfertigen lassen. Der Aufwand wurde theils aus der Privatkasse des Königs, theils aus den Mitteln der betreffenden Städte, Gemeinden, Genossenschaften u. s. w., theils auch, und wahrscheinlich zumeist, aus den Einnahmen des Staats bestritten. Daß Ludwig dem verschwenderischen Hofhalte, wie er unter seinem Vater eingerissen war, ein Ziel setzte und seine sehr beträchtlichen Privatmittel lieber für Werke des künstlerischen Geistes, als für Schmaroger ausgab, kann ihm nur zum Lob gereichen; daß er aber in der brennenden Begier, recht viel Schönes unter seinem Zepter entstehen zu sehen, seine Unterthanen zu Ausgaben drängte, die sehr oft über ihre Kräfte gingen, läßt sich nicht vertheidigen. So sollte z. B. die Ludwigsstraße, nachdem einmal der Plan zu derselben entworfen war, in möglichst kurzer Zeit vollendet und mit möglichst stattlichen Häusern geschmückt werden. Der König verlangte zu diesem Ende von der Universität, sie solle aus eigenen Mitteln einen Palast an dem Ende der genannten Straße, wo eine Lücke auszufüllen war, errichten, weil das bisherige Universitätsgebäude (das ehemalige Jesuiten-Collegium, jetzt Akademie) den Bedürfnissen nicht mehr entspreche. Der Prorektor und der Senat widersetzten sich diesem Ansinnen aus sehr triftigen Gründen. Sie machten geltend, daß das Jesuiten-Collegium vollkommen genüge, daß es durch seine Lage im Herzen der Stadt den Studenten zur Hand sei, während der Besuch des beabsichtigten Universitätsgebäudes am Ende der Ludwigsstraße, d. h. am Stadtausgang, leicht eine Stunde Wegs kosten und auch schon deshalb große Zeitvergeudung herbeiführen würde, weil es nicht zugleich die chemischen, anatomischen und andere Anstalten der Hochschule in sich schließen sollte. Warum, fügten sie hinzu, eine Ausgabe machen, welche das Vermögen der Universität und mehr als das verschlingen wird, um ein Lokal einzutauschen, welches viel weniger zweckentsprechend ist, als das, in dessen Besitz wir uns befinden? Allein der König, der vor allen Dingen eine schöne Universität wollte, beharrte auf seinem Willen, und drängte die Herrn und besonders den Prorektor so lange, bis sie ihren Widerstand aufgaben. Ähnlichen Widerstand fand er bei den Klosterfrauen des Maximilians-Erziehungsinstitutes, denen er, der neuen Universität gegenüber, neben dem Priesterseminar, eine Baustelle anwies; aber auch diese mußten, wie sehr sie sich sträubten, nachgeben, damit die Ludwigsstraße ein großes Gebäude mehr erhielt.

König Ludwig soll gesagt haben: „Ich sorge für das Schöne; mögen meine Nachfolger das Nützliche betreiben.“ Ein bedenkliches Wort in eines Fürsten Munde. Auch ist es bekannt, daß unter der Regierung dieses Königs für die dringendsten Staatsbedürfnisse nur sehr unzulänglich gesorgt wurde,

und daß namentlich das Militärwesen — trotz der Bundesinspektion — in den vierziger Jahren in den kläglichsten Verfall gerathen war.

Uebrigens ist diese einseitige und willkürliche Verwendung der Staatsmittel durch den Landesfürsten ein Beweis, wie wenig tiefe Wurzeln das constitutionelle System, das eine aufrichtige und ernste Controle der Finanzen von Seiten der Stände voraussetzt, damals noch in Bayern geschlagen hatte.

Die Münchner freilich haben bis zu einem gewissen Grade Ursache, ihren Fürsten zu preisen, daß er ihre Stadt so schön und groß, daß er sie zum Sammelpunkt der kunstliebenden Welt gemacht hat, und daß sie, die früher im Ruf standen, zwar eine feine Zunge für die Gabe des Gambrinus, aber wenig Sinn für Kunst und Wissenschaft zu besitzen, in dem täglichen Verkehr mit dem Schönen ein gutes Stück ihrer böotischen Natur ablegten. Dies zeigt schon ein bloßer Gang auf den Münchner Gottesacker. Hier, auf dem Felde des Todes, wo Jeder die Grabstätte der Seinen nach eigenem Gefallen schmückt, findet sich so viel Sinniges und Geschmackvolles, daß man kaum einen zweiten Ort dieser Art so befriedigt verlassen wird.

Ich habe im Eingange dieses Aufsatzes gesagt, daß München gemacht und nicht geworden erscheine. Der Charakter des Künstlichen, der nicht wenigen der neuen Bau- und Kunstwerke anklebt, läßt uns dieselben nicht rein genießen. Diese neuen Kirchen, die fast mehr von kunstliebenden Fremden als von den Andächtigen der Gemeinde besucht scheinen, die überdies nur ganz schmale Reihen Bänke an den Wänden haben, als ob hier das Verweilen im Gottesdienste Nebenfache sei, machen mehr den Eindruck von Schaustücken der Architektur und Heiligenbildergallerien, als von Gotteshäusern.

Den Charakter des Künstlichen trägt auch die neue Maximiliansstraße an sich, welche der jetzt regierende König als Gegenstück zur Ludwigsstraße baut, und zwar nicht bloß in Folge des seltsamen Stils, der eigens für sie erfunden und den Bauenden vorgeschrieben ist, sondern auch hinsichtlich der Gebäude selber, die sie schmücken. Den Schluß derselben bildet das sogenannte Maximilianeum, ein Palast, worin besonders befähigte Schüler für den höheren Staatsdienst ausgebildet werden sollen — eine Britenanstalt für bayrische Diplomaten, wie man spottweise gesagt hat.

Bei der Betrachtung der Münchner Bau- und Kunstwerke muß dem unbefangenen Fremden noch Eins auffallen: nämlich die Sucht Bayerns, eine Großmacht vorzustellen, auf die ich schon oben deutete. Wenn ein Staat von so geringem Umfang Siegesthore, Feldherrn- und Ruhmeshallen und Propyläen baut; wenn er Männern, deren Ruf nicht über die Grenzen des kleinen Landes hinausgeht, kolossale Standbilder setzt: so macht dies geradezu eine komische Wirkung. In der Feldherrnhalle*) befinden sich nur zwei Figuren:

*) Von dem Volke das Wäschrockenhaus genannt.

der Niederländer Tilly, der Magdeburg verbrannte, und Brede, der die Schlacht bei Hanau verlor, und auf dem Wiener Congreß antideutsche Politik machte. Wie ganz anders sind doch die Empfindungen, welche durch die öffentlichen Denkmäler Berlins hervorgerufen werden! Dieser Kurfürst Friedrich Wilhelm und da der alte Fritz, welche Deutschlands Waffenehre gegen Schweden und Frankreich wiederhergestellt und in den morschen Baum des heiligen römischen Reichs deutscher Nation das neue gesunde Pfropfreis Preußen eingepflanzt haben; diese Helden Friedrichs des Großen, die mit halb Europa den Kampf bestanden; diese von der edelsten Begeisterung getragenen Generale der Freiheitskriege, von denen jeder zwölf Bredes auswog, es sind Männer, welche Geschichte gemacht haben und von ganz Deutschland verstanden werden. Wenn die Victoria auf dem brandenburger Thore ihre feurigen Rosse spornet, so wissen wir, was das zu bedeuten hat; die Bavaria auf dem Siegesthor mit ihren vier Löwen ist ein Bild ohne Inhalt.

Große Heiterkeit erregte es bei uns Fremden, als der Schloßdiener, der uns durch den Festsaalbau geleitete, die Fresken, welche die Thaten Karl des Großen, Barbaroffas und Rudolfs von Habsburg darstellen, im Allgemeinen als „bayrische Geschichte“ charakterisirte. Ich erlaube mir, dies hier zu notiren; denn in dem Festsaalbau selber Noten zu nehmen, war laut einer Notiz auf unserer Eintrittskarte untersagt.

Unter solchen Eindrücken erschien uns freilich die kolossale Bavaria auf der Theresienwiese als der Frosch Bayern, der sich aufbläst.

Zum Schluß noch ein Wort über die Stimmung und politische Entwicklung in Altbayern. Ich habe mich in München längere Zeit aufgehalten und das Land in verschiedenen Richtungen durchstreift. Der Menschenschlag ist im Allgemeinen kräftig, von derber Naivetät, gesundem Verstand, gemüthlich, offen und heiter. Bei sehr beschränkten Religionsansichten ist das Volk doch nicht pfäffisch; es lebt auf dem besten Fuße mit seinen Geistlichen, die sich ihrerseits dem geselligen Verkehr durchaus nicht entziehen und gar keinen Anstand nehmen, auch in München sich im Theater und in den Concerten zu zeigen und den heidnischen Göttern der Glyptothek ihren Besuch abzustatten. Mit seinen Zuständen ist der Bayer im Allgemeinen zufrieden, besonders seit die Schwurgerichte Ordnung im Lande schaffen und seit in Folge der letzten Umgestaltung des Ministeriums etwas mehr Ernst mit dem Constitutionalismus gemacht wird. Im Uebrigen würde sich, wenn die Zeitungen den Maßstab der politischen Bildung eines Volkes abgeben, in Bezug auf diesen Punkt das Urtheil über die Bewohner der alten Provinzen sehr niedrig stellen. Die Münchner Blätter stehen unter pfäffischem Einfluß und sind ebenso bornirt in ihrem Urtheil als gemein in ihrer Sprache. Sehr stark verbreitet ist der Punsch, ein wohlfeiles Wigblatt, das stets auf das eifrigste bestrebt ist, die Vorurtheile

gegen Preußen wach zu erhalten und die nationalen Bestrebungen der Gegenwart zu verunglimpfen. Auch die fliegenden Blätter, die noch immer gern gelesen werden, wirken in dieser Richtung nicht gerade erfreulich. Wer ein höher gehaltenes Journal in Altbayern haben will, hält sich die Augsburger Allgemeine Zeitung, die in ihrer jetzigen Verfassung wenig besser ist als jene Münchner Blätter, wenn sie auch in hellen Glacéhandschuhen einhergeht und sehr vornehm auf jene unmanierlichen Collegen herabsieht. Die Ansichten der Augsburgerin, die leider noch immer Deutschland im Auslande vorzugsweise vertritt, sind in München sehr verbreitet. Aus dem Munde von sonst ganz verständigen und achtbaren Männern hört man dort noch heute die Politik Preußens verdammen, mit der es im vorigen Jahre die Theilnahme Deutschlands am italienischen Kriege zu Gunsten Oestreichs verhindert habe. Preußen, so lautet die thörichte Rede, sei Schuld, daß Habsburg nicht neu gekräftigt, daß Frankreich nicht gründlich gedemüthigt und daß — man höre! — Elsaß mit Straßburg nicht zurückerobert worden sei. Man gibt auch die Hoffnung nicht auf, daß es gelingen werde, Preußen zu der östreichischen Politik hinüber zu ziehen, was um so leichter geschehen könne, da in Wien jetzt ernstlich die liberale Bahn betreten werde. In den Italienern sehen sie natürlich Rebellen, in Victor Emmanuel einen schänden Usurpator, in Garibaldi einen rothen Freischärler, dessen wüstem Treiben ein Ziel zu stecken heilige Pflicht sei, in Franz II. einen unglücklichen Fürsten, an dem sein geblendetes Volk schmähtlichen Verrath geübt habe.

Auch die Bayern wollen gute Deutsche sein; leider verwerfen die meisten nur die Mittel, welche allein unsrer Zerrissenheit ein Ende machen können. Daß eine Neugestaltung des Bundes noth thue, wird nicht in Abrede gestellt, aber jeder Vorschlag hartnäckig verworfen, bei dem nicht ihnen selbst eine Hauptrolle zugehört ist. Sehr beliebt ist daher noch immer die unglückliche Trias-Idee. Eine Unterordnung der deutschen Staaten unter Preußen ist ihnen natürlich verhaßt; viele würden, glaub' ich, eher bei Frankreich Hilfe suchen, ehe sie sich in dies entsefliche Loos fügten. Ist es ja doch nicht lange her, daß man auch in andern Rheinbundstaaten Offiziere in unbegreiflicher Verblendung konnte sagen hören: „Vieher französischer als preußischer Oberbefehl“.

Indessen haben die östreichischen Angelegenheiten, trotz aller Reformdemonstrationen, einen so bedenklichen Gang genommen, daß die Zahl der Männer, welche eine Anlehnung Deutschlands an Habsburg empfehlen, ziemlich kleinlaut und still geworden ist. In demselben Maße ist Preußen gestiegen. Vielleicht hat dieser Staat in keinem Lande so wenig Freunde, wie in Altbayern; aber auch hier ist der Anfang einer Besserung vorhanden. Dies läßt sich ganz deutlich in München spüren. Eine kleine Partei, welche Bra-

ter's treffliche Süddeutsche Zeitung lieft — ein Blatt, von welcher in der bayerischen Hauptstadt allerdings wol kaum 600 Exemplare in Umlauf find, das aber in Franken weit mehr Verbreitung hat — darf nicht unterschätzt werden, wenn sie auch nicht durch ihre Zahl schwer ins Gewicht fällt. Zu ihr gehört namentlich auch die Mehrzahl der in neuerer Zeit berufenen Professoren. Franken und die Pfalz, welche Altbayern an politischem Urtheil weit übertreffen, üben begreiflicherweise auch durch beständigen Wechselverkehr erheblichen Einfluß. In Ludwigshafen erscheint seit zwei Jahren der Pfälzer Kurier, der, Hand in Hand gehend mit unsern liberalen Blättern in Südwestdeutschland, sich schnell im Publikum Bahn gebrochen hat.

So fehlt es auch in Altbayern nicht an Erscheinungen, die uns zu der Hoffnung berechtigen, es werde auch in diesem Winkel politischer Finsterniß allmählig Tag werden.

Einen Vorgeschnack der Wiener Herrlichkeiten empfängt man schon in Linz, wenn man, wie ich, vom Westen kommt. Ein ebenso geräumiges als stattliches Schiff, die Gisela, nahm uns hier auf, und war bald mit Reisenden so angefüllt, daß man froh sein konnte, einen Platz auf einer Bank oder „ein Stöckel“ zu erobern. Die muntern, gewandten Linzer und Wiener, besonders die Frauen in ihrer kleidsamen, etwas coquetten Tracht, welche mit einem Mal über das breite Verdeck unsers Dampfers ausgegossen waren, stachen gegen die schwerfälligere Reisegeellschaft, die wir durch Bayern gehabt, vortheilhaft ab. Der in der hellsten Morgensonne glänzende Fluß, das herrlich gelegene Linz am Fuße seiner mit Festungswerken gekrönten Höhen, die in Aussicht stehende genußreiche Fahrt auf der schönsten Strecke der Donau und endlich, die Erwartung der alt berühmten Kaiserstadt an der Südostgrenze Deutschlands, dies Alles versetzte uns, die Fremdlinge aus weiter Ferne, in die heiterste, aufgeregteste Stimmung. Wenn uns auch der außerordentlich geringe Verkehr auf der schwer zu befahrenden Donau im Vergleich zu dem Mittel- und Unterrhein auffiel, so vergaßen wir doch bald über der fortgesetzt reichen Ausstattung der Ufer die Einsamkeit der Fahrt. Die wohlhabigen Dörfer und Städtchen, welche zu beiden Seiten des Flusses in großer Anzahl kamen und gingen; die in schönen Linien geschwungenen Berge, deren Abhänge zum Theil weit ausgedehnte Weinberge von anerkannter Güte tragen; die großartigen Häupter der steierischen Alpen, die häufig zur Rechten auftauchten, Orte von mythisch-historischer oder geschichtlicher Bedeutung, wie Pechlarn, wo Held Rüdigers Burg stand; Schloß Dürrenstein, in dessen Mauern der gefangene Richard Löwenherz schmachtete; der Rabenberg, von welchem 1683 das Christliche Heer herabstieg, um das von den Türken bedrängte Wien zu entsetzen, hielten uns in beständiger Spannung. Zahlreiche Wallfahrtskirchen mit wunderthätigen Bildern, zu denen hier und da Pilger in

langen Zügen hinanstiegen, waren uns ein charakteristisches Zeichen des Landes. Die stolzen Schlösser des Adels, Abteien, wie Melk und Klosterneuburg, mit weitausgedehnten palastähnlichen Gebäuden in schönster Lage, gereichten den Ufern zu großer Zierde und zeigten zu gleicher Zeit, welchen Ständen vorzugsweise der Reichthum des Landes in den Schooß fällt. Endlich erhob sich aus einem Meer von Vorstädten der Stephansthurm — leider mit einem Gerüst umgeben, weil ein Drittheil desselben wegen Baufälligkeit erneuert werden muß. In Rusdorf, am Fuße des Kahlenbergs, eine gute Stunde von Wien, stiegen wir auf ein kleineres Boot, um den Donaukanal, welcher Wien durchfließt, hinaufzufahren, und bald waren wir, an der Brigittenau traurigen Angedenkens, an den Vorstädten Rossau und Leopoldstadt vorbei, zu der Mauth gelangt, von wo ein kurzer Weg über das Glacis in die unendlich bewegte innere Stadt führt.

Bekanntlich ist das alte Wien oder die innere Stadt durch einen weiten, tiefen Graben und das „Glacis“, einen grünen Gürtel von Baumreihen und Rasenflächen, der 600 bis 1500 Fuß breit ist, von den ansehnlichen, weit ausgedehnten Vorstädten getrennt. Dieser Kern der Stadt hat noch seine alten Straßen und Plätze, die zu einer Zeit, wo man in und außer dem Hause mit sehr bescheidenen Räumen fürlieb nahm, genügend waren, gegenwärtig aber zu den fünf- und sechsstöckig aufgewachsenen Häusern in keinem Verhältnisse mehr stehen. So hat man denn damit begonnen, Graben und Glacis zu neuen Stadtanlagen zu verwenden. Der gewonnene Raum soll theils von prächtigen Straßen nach Art der Pariser Boulevards, theils von geometrisch abgegrenzten Plätzen, Baumpflanzungen und Rasenfeldern eingenommen werden. Das alte, ich möchte sagen bürgerliche Glacis, wo die Buben sich halgen und Drachen steigen lassen; wo das Volk lagert, und der Handwerksbursche nach verzehrter Wurst seinen Mittagsschlaf hält; wo besonders die Kindermädchen mit ihren Kleinen sich herumtummeln, wird ein nobles, polizeilich überwachtes Quartier werden.

Vor dem Schottenthor, auf der Nordwestseite des Glacis, erhebt sich jetzt — an der Stelle, wo vor sieben Jahren ein Mordversuch gegen Franz Joseph unternommen wurde, die von ihm gelobte Heilandskirche, ein sehr ansehnlicher gothischer Bau mit zwei Thürmen, der sich noch in den Händen der Steinmessen und Maurer befindet.

Wie in einem Flusse, dessen Bett für die Wassermasse kaum genug Raum hat, flutet die Menge in den Hauptstraßen der innern Stadt hin und her, und oft ist es längere Zeit nicht möglich, diese schmalen Gassen zu überschreiten, weil die Equipagen, Omnibus, Salonwagen, Fiaker, Comfortables und sonstigen Fuhrwerke den ganzen Weg bis zu einem schmalen Rande zu beiden Seiten füllen. Nirgends findet man deshalb auch geschicktere Kutscher,

wie in Wien; denn ein Fahren ohne haarscharfes Abzielen des Wegs ist dort unmöglich. Auch die Plätze der innern Stadt, die zum Theil als Märkte dienen müssen, gewähren entfernt nicht den Raum, wie er dem Bedürfnis entspricht. Fast kann man es bedauern, daß der Stephansplatz, der Graben, der Kohlmarkt, am Hof und Freieung so prachtvolle Bauten besitzen, und in den Schaufenstern ihrer Kaufläden und Gewölbe einen Luxus entfalten, wie in wenig andern Städten Europas, da ihre Herrlichkeiten in dieser Enge größtentheils der rechten Wirkung entbehren. Aber nicht bloß auf diesen Plätzen und in den Hauptstraßen, auch in ganz dunkeln Nebengassen trifft man die größten Paläste, welche in die Häuserreihen eingezwängt stehen, als ob sie ersticken müßten. Die Verwendung des Glacis zu neuen, behaglich ausgedehnten Stadtquartieren ist daher sicher ein sehr zeitgemäßes Unternehmen.

Tritt uns in den Bauten und öffentlichen Denkmälern Berlins eine bedeutende Geschichte entgegen, so daß wir uns in den breiten Straßen jener wahrhaft königlichen Stadt gleichsam von den Helden der Vorzeit begleitet wännen; fühlen wir uns in München unter Palästen, Kirchen und Tempeln der Kunst von dem Hauche der Schönheit angeweht: so verspüren wir in Wien nur wenig von diesen beiden höheren Mächten. Daß man der Geschichte geistlich aus dem Wege geht, beweisen die öffentlichen Denkmäler, welche allein die Madonna und die Heiligen zum Gegenstande haben, oder harmlos langweilige Allegorien darstellen. Indessen hat man seit 1806 angefangen, neben den Heiligen auch der Kaiser zu gedenken. Den auf der Nordostseite der Burg gelegenen Platz schmückt seit jenem Jahre die schöne, ihres Gegenstandes vollkommen würdige Reiterstatue Josephs II. Dann erhebt sich auf dem Burghof ein Denkmal Franzens — ein gut gearbeiteter Kopf auf einer lächerlich breiten Gestalt, die mit dem schwächtigen Körper, den jener Fürst bekanntlich hatte, in schreiendem Widerspruche steht — mit der aus dem Testament des Kaisers genommenen Inschrift: *Populis meis amorem meum*. Weder Rudolf I., der hochverdiente Stammvater der Habsburger, noch Maria Theresia, die vielgeliebte, vielgeprüfte Landesmutter, haben öffentliche Denkmäler! Vergebens sucht man nach den Standbildern eines Prinzen Eugen, Laudon, Radetzky und so manches andern ruhmgekrönten Feldherrn des Kaiserreichs, vergebens nach den Statuen Haydn's, Gluck's, Mozart's, Beethoven's, welche Oesterreichs und Deutschlands Ruf durch alle Welt tragen — hat doch der Schöpfer des „Don Juan“ kaum ein Grab!

Personen, welche nicht das Glück besitzen, Heilige oder Kaiser zu sein, scheinen demnach in Wien von der Ehre ausgeschlossen, Denkmäler zu erhalten, so tief ihre Namen auch in die Herzen der Völker eingegraben sein mögen. Nur mit dem Erzherzog Karl, freilich einem Prinzen aus dem Kaiserhause, hat man — nach langem Widerstreben, wie mir ein Wiener sagte — ganz

neuerdings eine Ausnahme gemacht. Sein Standbild auf dem äußern Burg-
 plaze, das die Jahreszahl 1859 trägt, zeigt den Sieger von Aspern auf einem
 wild empor sich bäumenden Rosse, eine Standarte zum Angriff erhebend.
 Der Kühnheit des in die Feinde stürmenden Feldherrn steht die Kühnheit des
 Künstlers zur Seite, welcher die Last der kolossalen Reiterfigur einzig und
 allein den Hinterfüßen des Pferdes anvertraute.

Ist Wien keine Stadt der Geschichte, wie Berlin, so ist es ebenso wenig
 eine Stadt der Kunst, wie das neuere München. Während kunstliebende Für-
 sten in Berlin, München, Dresden — ja sogar in kleineren Residenzen, wie
 Karlsruhe — würdige Gebäude aufgeführt haben, um ihren Sculptur- und
 Malerwerken eine passende Ausstellung zu geben, beherbergt in Wien das alte
 Rococo-Lustschloß des Prinzen Eugen nach wie vor die Gemälde und Bild-
 hauerwerke der kaiserlichen Sammlungen in Sälen, die zu ganz andern
 Zwecken erbaut wurden, und der Genuß so manches Bildes wird dem Kunst-
 freunde verkümmert, weil er durch vergitterte Fenster ohne Oberlicht sehen
 muß, und oft gar keinen Standpunkt findet, um es in seinem Werthe zu er-
 kennen. Was die Sculpturen insbesondere angeht, so stehen dieselben, wie
 in dem Gewölbe eines Alterthümlers, zusammengedrängt. Man fühlt überall
 durch, daß die bildenden Künste unter dem Doppeladler nur geduldet, nicht
 gepflegt werden. Gleichwohl findet der Freund derselben Ausbeute genug in
 einer Stadt von über 600,000 Einwohnern, zu denen Geschlechter und Fa-
 milien von unermäßigem Reichthum gehören. So besitzt der Fürst Liechten-
 stein in der Vorstadt Rossau einen großen Palast, der von unten bis oben
 mit zum Theil sehr werthvollen Bildern angefüllt ist, welche freilich weder
 gut gehalten sind, noch günstiges Licht haben. Treffliche Gallerien sind ferner
 die des Fürsten Esterhazy in der Vorstadt Maria-Hilf, die des Grafen Harrach
 in der innern Stadt an der Freiong mit sehr zweckmäßiger Einrichtung, und
 des Grafen Czerny in der Josephstadt, woran sich noch eine kleinere Samm-
 lung von Bildern neuer, aber vorzüglicher Maler zu Ober-Döbling, im Be-
 sitze des Kaufmanns Arthaber, würdig anschließt.

Die Italiener haben ein altes Sprichwort: *A Roma si va per santità,*
a Napoli per allegria. Wendet man dasselbe auf Deutschland an, so würde
 die Rolle Rom's etwa Berlin, die Rolle Neapels jedenfalls Wien zufallen.
 Der Fremde, welcher die preußische Hauptstadt aufsucht, verbindet leicht damit
 einen ernstern, tiefern Zweck, in Wien dagegen gefällt sich vorzugsweise,
 wer Lebensgenuß sucht. Gefällige, liebenswürdige, gemüthlich heitere, mit
 natürlichem Wiß begabte, freilich selten tiefer gehende Menschen, die von
 Freude zu Freude flattern, wie Schmetterlinge von Blume zu Blume; gute
 Tafel und trefflicher Wein zu mäßigen Preisen; Theater und Concerte in allen
 Abstufungen der Güte und tausend andere Vergnügungen Tag für Tag, dabei

die leichteste Verbindung mit den nähern Orten durch die Salonwagen, welche in allen Hauptrichtungen fahren, mit den fernern Orten durch die Eisenbahn: dies Alles sind wie früher so noch heute sehr starke Magnete für Lebemenschen.

Einen eigenthümlichen Reiz erhält Wien durch seine bunte Musterkarte von Völkerschaften — ganz abgesehen von der bekannten Mischung der Nationalitäten in der Garnison, die unter der gleichen Uniform verschwindet. Nicht allein, daß man in gewissen Vorstädten ganze Schaaren von Tagelöhnern und Arbeitern trifft, deren Gesichtsbildung, Gestalt, Haltung und Kleid den Böhmen, Mähren, Ungarn oder Slovaken verrathen. Auf der Straße, im Kaffee- oder Speisehause, im Theater, kurz überall und in allen Schichten der Gesellschaft sieht man sich inmitten einer Völkerausstellung; überall kreuzen sich die verschiedenen Sprachen und Dialekte slavischer, romanischer, magyarischer und griechischer Zunge mit dem Deutschen, wozu noch die Sprachen der Fremden kommen, die wir auch am Rhein zu vernehmen gewohnt sind. Es versteht sich, daß die verschiedenen Völker Oesterreichs in Wien auch ihre Kirchen besitzen; so wird theils sonntäglich, theils bloß in der Fastenzeit in Maria-Siegen böhmisch, in der Salvatorkirche polnisch, in der Johanniskirche ungarisch, in der — in diesem Augenblick ziemlich verlassenenen — Minoritenkirche italienisch und außerdem noch in der Sanct Annenkirche französisch gepredigt. Die unirten und nichtunirten Griechen haben ebenfalls ihre Gotteshäuser, von denen besonders das zweite ungemein prächtig mit Gemälden und Vergoldungen ausgeschmückt ist. Eben so stattlich ist die neue, im byzantinischen Styl aufgeführte Synagoge in der Leopoldstadt. Wir empfinden dabei sehr deutlich, daß wir in einer Großstadt ersten Ranges, aber weniger wie in Berlin, daß wir in einer deutschen Stadt sind.

Von jeher hat das Theater bei den lebenslustigen Wienern eine große Rolle gespielt, und der Hof hat wenigstens für die Kunst des Schauspielers stets eine offene Hand gehabt, wenn auch, bei der bekannten Engherzigkeit des althergebrachten Systems, das Drama als solches unmöglich gefördert werden konnte. Mag Dresden jetzt unter den deutschen Bühnen den ersten Rang behaupten, und mag die preussische Hauptstadt in der Oper mit Wien gleichen Schritt halten und im Ballet sogar — seit der Zeit Friedrich Wilhelms III., der bekanntlich eine große Vorliebe für diesen niedrigsten Zweig der Kunst hatte — den Vorrang behaupten: bis auf die letzten Jahre ist das kaiserliche Theater die erste redende Bühne Deutschlands gewesen, und noch heut zu Tage kennen unsere Schauspieler keinen größeren Triumph, als in der Burg mit Beifall zu spielen. Da dieselbe die höchsten Gehalte zahlt, stehen ihr natürlich die besten Kräfte zu Gebote; die Hauptrollen sind mit Meistern besetzt; die Nebenrollen werden, bis auf den geringsten Bedienten hinab, gut gegeben, und das Zusammenspiel ist trefflich. Zugleich wird der Eifer der

Mitwirkenden durch ein volles Haus und ein theilnehmendes, dankbares Publikum warm erhalten.

Charakteristisch für Wien ist das Carlstheater in der Leopoldstadt, wo der alte Nestroy noch immer seine Triumphe feiert. Eins der Stücke, die ich daselbst sah, führt den Namen: Orpheus in der Unterwelt. Der Inhalt ist ungefähr folgender: Orpheus oder Orphe-us, wie er gewöhnlich genannt wurde — ist Violinspieler mit dem Titel Concertmeister; er gibt Musikstunden in Arkadien und ist erster Geiger im Orchester daselbst. Er componirt auch; aber seine Lieder sind so langweilig, daß Euridice, seine Gattin, in Verzweiflung geräth, wenn er ihr dieselben vorträgt. Euridice — denn so wurde der Name meist ausgesprochen — ist ihrem Gemahl durchaus nicht treu, wie denn überhaupt sämtliche Personen des Stückes die Treue nur vom Hörensagen kennen; sie hat ihr Herz einem fremden Schäfer zugewendet, der seit einiger Zeit seine Heerde in der Gegend weidet. Dieser, welcher niemand Anders ist, als der verkappte Pluto, wurde von Treumann, dem zweiten Liebling des Publikums im Carlstheater, einem jüngeren Manne von großer komischer Kraft und Gewandtheit, gegeben. Dem travestirenden Charakter dieser Stücke gemäß, tritt er in einem höchst seltsamen Kostüm auf, mit einem Strohhute von fabelhafter Breite, dessen in hohen Bogen sich neigende Blumen der Donna Euridice, wenn er sich mit ihr unterhielt, fortwährend ins Gesicht schlügen.

Die Handlung nimmt ihren weitem Lauf dahin, daß der Schäfer unter Donner und Blitz sich als Gott der Unterwelt demaskirt, und die erschrockene Frau Concertmeisterin mit hinunter in den Hades nimmt.

In dem zweiten Akt werden wir in den Olymp geführt. Die Götter halten in Gruppen, pyramidal geordnet, so daß Jupiter und Juno die Spitze bilden, ihre Siesta, und singen mit geschlossenen Augen eine Art Schnarchlied. Jupiter-Nestroy lehnt, in geblümtem Schlafrock Rücken an Rücken an der mit einem feuerrothen Shawl geschmückten Juno, sodaß er einen Doppeladler mit ihr bildet. Mars, ein feister, plumper Geselle in bayrischer Chevauleger-Uniform mit dicken Wollepauletten, hat den Arm um Venus, die wie eine Tänzerin gekleidet ist, geschlungen, während Vulkan zur Seite in Schlaf begraben liegt. Endlich erwachen die Himmlischen; die Gruppen kommen in Bewegung, und es entspinnt sich ein heftiger Zank zwischen Jupiter, der seine ganze Rolle im Wiener Dialekt spricht, und seiner Gattin, zwischen Vulkan, Venus und Mars, welcher frech genug ist, den Göttervater, als er sich in den Handel mischt, einen Esel zu heißen. Darüber erscheint Orpheus und klagt wegen Euridices Entführung, worauf Jupiter den strengsten Befehl an Pluto erläßt, die geraubte Schöne auf der Stelle herauszugeben. Zugleich hält er den Göttern eine Moralpredigt mit dem Refrain: „Wer soll denn

moralisch sein, wenn wir es nicht sind?“ — worin man eine Anspielung auf gewisse sehr hohe Sphären finden wollte.

Der dritte Akt versetzt uns in Plutos Palast und die Unterwelt. Euridice hat von ihrem Geliebten und Herrn einen seltsamen sauertöpfigen Wächter erhalten, einen schmalen, langen Menschen, hochroth von Kopf bis zu Fuße — wie eine Stange Siegellack. Dieser Kerl benützt sein Zusammensein mit Frau Orpheus, um ihr Liebesanträge zu machen, wird aber von einem schwirrenden Insekt unterbrochen, welches menschengroß in stahlblauen, schillerndem Panzer wie eine riesige Libelle hereinschwebt. Die Wasserjungfer — von Nestroy ganz meisterhaft gespielt — ist der verkappte Jupiter, der die Abwesenheit Plutos benützen will, um Euridice für sich zu gewinnen. Er ist auch nicht weit vom Ziel, als der Bruder unverhoffter Weise sich einstellt, und den grauen Sünder in seinem Libellen-Habit zum Rückzuge nöthigt.

Der letzte Akt führt uns wieder in den Olymp zurück. Vulkan wirft Jupiter, der wieder Moral predigt, seine bekannten hundert Liebeshändel und Verwandlungen vor, und berichtet den Göttern zum Schlusse dessen jüngste Metamorphose. Diese lachen den alten Herrn, der zuletzt ganz kleinlaut wird, im Chorus aus. Euridice wird Herrn Orpheus zurückgegeben, und Jupiter sagt zuletzt: „Kinder, ein Jeder hat seine schwache Stunde. Wichtig ist es nur, sich den guten Schein zu erhalten. Den Nimbus — Nestroy sprach das Wort ungefähr Nämbes aus — den Nämbes muß man sich bewahren, wenn man ein Gott ist; denn was ist ein Gott ohne Nämbes?“

Ich habe dies durchaus frivole, übrigens sehr komische Stück, soweit ich mich dessen noch erinnere, hier erzählt, um einen Begriff von der Kost zu geben, wie sie den Wienern vorgesetzt wird und der Mehrzahl von ihnen trefflich mundet, und bemerke nur noch, daß auch die Stelle mit dem Nimbus offenbar mit Beziehungen gesagt wurde, die sich hier nicht näher bezeichnen lassen.

Wer den Wiener Bürger in Behagen und Heiterkeit sehen will, der muß den Wurstel-Prater durchwandern, oder die Gartenconcerte und Tanzmusiken besuchen, wie sie beim Sperl in der Leopoldstadt, in Neu-Verchenfeld auf der Westseite Wiens, jenseits der Josephstadt, und an vielen andern Orten stattfinden.

In Neu-Verchenfeld, wo fast jedes Haus eine Wirthschaft ist, brachte ich ein paar Abendstunden zu. Fünf- bis sechshundert Menschen, meist dem Bürgerstande angehörig — doch war auch ein Tisch mit Offizieren besetzt — speissten hier in einem großen Saale nach der Karte zu Nacht. Dann begann, auf einer Bühne im Hintergrunde, eine Reihe von Vorstellungen, bei denen vier Personen in Thätigkeit waren, welche — bald einzeln, bald zusammenwirkend und theilweise unter Klavierbegleitung — Lieder, Erzählungen und dramatische Scenen meist komischen Inhalts und stark gewürzt mit lokalen

Beziehungen vortragen. Ein gewisser Matras, dessen Name wochenlang in großen Lettern mit Fettschrift als Lockvogel auf den Anschlagzetteln stand, zeichnete sich in der That durch gewandtes Spiel und schlagenden Witz aus. Die Unterhaltung währte bis Mitternacht, und die Gesellschaft, die nicht müde ward, Beifall zu spenden, befand sich in der heitersten Stimmung.

Uebrigens versichern alle, welche Wien vor zwanzig Jahren gekannt und jetzt wiedergesehen haben, daß der Prater und ähnliche Orte damals weit besuchter und lustiger gewesen seien. Fragt man nach dem Grunde, so sagen die Wiener durch die Vermehrung und Verbesserung der Fahrgelegenheiten seien jetzt die Leute über eine größere Zahl von Orten ausgestreut. „Und dann, fügen sie seufzend hinzu, sind die Zeiten nicht mehr darnach angethan. Die Walzer werden noch ebenso schön gespielt; aber die Füße und — das Herz sind nicht mehr so leicht.“

Nichts ist natürlicher, als daß in einer so großen Stadt Tausende wie Kinder nur im Augenblicke leben, zumal da der Wiener und der Oestreicher im allgemeinen erst in der letzten Zeit angefangen hat, über das Regiment, unter dem er steht, und über die Lage, in welcher er sich in Folge dieses Regiments befindet, nachzudenken. Trotzdem kann es dem Schärferblickenden keinen Augenblick verborgen bleiben, daß das sonst so glatte Gesicht der guten Stadt Wien angefangen hat, recht tiefe Furchen zu bekommen. Was zu Metternichs Zeiten höchstens von Ohr zu Ohr geflüstert wurde, um den überall aufhorchenden „Spizeln“ nicht ins Garn zu fallen, das wird jetzt laut und ungestraft, mitunter mit heißendem Spott, in den öffentlichen Lokalen besprochen. Die Presse, so hart sie auch noch gebunden sein mag, beginnt doch sich in ihren Fesseln zu regen und die wachsende Gährung zu steigern. Es fallen laute Demonstrationen vor, wie z. B. neulich, als der deutsche Siebenbürger Maager, der Vertheidiger der Nationalvertretung im Reichsrath, in einem Kaffeehaus von den Gästen durch Aufstehen und dreimaliges Hoch begrüßt wurde. Eine Demonstration ist auch das fecke Auftreten der Ungarn, die zu Hunderten in ihrem kleidsamen Nationalcostüm erscheinen. Selbst ergraute Herrn sieht man in dem aufgeschlagenen Hüthen, in der schwarzen Schnürjacke mit Husarenstiefeln und Sporen.

Tritt man gebildeten Oestreichern, die ein Herz und einen Blick für die Zustände ihres Vaterlandes haben, näher, wie dies auf der Reise, wo man oft Tage lang in derselben Gesellschaft verweilt, sich leicht ereignet, so kommen bisweilen recht heftige Empfindungen und stürmende Gedanken zum Vorschein. Eines ist Allen gemeinsam, daß sie tief verstimmt sind und daß die politische Lage Oestreichs ihnen als verzweifelt erscheint. Diese Stimmung findet sich nicht nur in Wien, sondern auch in allen deutschen Provinzen, das „treue

Tyrol“ mit eingeschlossen, wo man die Leute ganz laut sagen hört, Hofer und die anderen Märtyrer und Helden von 1809 seien Narren gewesen; unter bayrischem Regiment hätte man jetzt Volksvertretung, Friede und Silbergeld. Ebenso denken viele Galizier, sehr viele Böhmen, ebenso die kräftigen Ungarn, von dem allbekannten grimmigen Haß der Venetianer gar nicht zu reden.

Von einer deutsch-nationalen Gesinnung bei den Deutsch-Oestreichern kann, wie die Sachen jetzt liegen, nicht die Rede sein. Jeder Staat ist sich selbst der nächste, und da Oestreichs Größe und Herrlichkeit auf das bunte Völkergemisch, das dem Doppeladler untergeordnet ist, sich gründet: so sinnt man nur auf Mittel, dies wunderliche Conglomerat, das sich zu lösen beginnt und sich zum Theil schon gelöst hat, so weit als möglich zusammenzuhalten.

Es ist am Ende nur natürlich, daß Oestreich östreichische Politik macht und Deutschland nur als Mittel braucht, um sich selbst vor dem Sturze zu bewahren; allein es ist ebenso natürlich und vernünftig, daß Deutschland endlich deutsche Politik mache und sich hüte, in thörichter Dienstoffertigkeit sich von Habsburg mit in den Abgrund reißen zu lassen.

Aus den Oestreichern, denen ich auf meiner Reise näher trat, hebe ich drei heraus: einen Gutsbesitzer, einen Touristen und einen Studenten.*) Der Gutsbesitzer, ein sehr wohlhabender Mann in reiferen Jahren und von durchaus gediegnem Wesen, äußerte sich in den bittersten Klagen über die Geldverhältnisse, über den Ruin der Finanzen, die Monopolisirung der wichtigsten Produkte, den Mangel an Abfluß werthvoller Landeserzeugnisse, die hundertfältige Hemmung der Industrie, kurz: über eine Verwaltung, die nicht das Wohl des Ganzen, sondern den Vortheil Einzelner auf Kosten des Landes vor Augen habe. „Was brauche ich, sagte er, Ihnen, einem Ausländer, viel von diesen Dingen zu reden? Ihre Zeitungen draußen im Reich sind ja voll davon. Glende Finanzen, wachsende Schuld, werthloses Papier, Zwangsкурс und Staatsbankrott sind bekanntlich hergebrachte Erscheinungen bei uns. Daß nun aber diese Krankheit sich in Oestreich chronisch fortschleppt und, während andre Staaten ihren durch Unfälle gestörten Haushalt geordnet haben, immer bössartiger wird, beweist die gänzliche Zerrüttung des Organismus. Sie könnten mir sagen: Papier ist Geld, wenn Vertrauen darauf ruht. Ja wohl! Auch andre Staaten haben Papiergeld in Menge geschaffen, aber nur so weit ihr Credit es ihnen gestattete. Sie sind offen und redlich dabei verfahren; die Finanzbehörden haben den Kammern die schuldige Rechenschaft abgelegt und ihnen genügende Einsicht in das Soll und Haben des Staats gewährt.

*) Wir lassen diese drei Herrn hier sprechen, nicht weil wir ihnen in allen ihren Befürchtungen und Erwartungen beistimmen, sondern weil wir zu wissen glauben, daß namentlich die beiden ersten allerdings die Ansichten weiter Kreise in Oestreich referiren.

D. Red.

Bei uns dagegen trägt die Finanzwirthschaft das Gepräge der Heimlichkeit und Unlauterkeit und das allgemeine Mißtrauen ist so groß, daß viele Leute ihr Silbergeld, wie in Kriegszeiten, verstecken. Unsr Vereinsthaler, Guldenstücke und Viertelguldenstücke sieht man, wie Sie selbst erfahren haben werden, nur außerhalb des Landes. Läßt ein Fremder dergleichen im Kaiserstaate blicken, so starrt der Oestreicher nicht selten die Münze mit seines eignen Fürsten Bildniß wie ein seltenes Schaustück an. Selbst die Sechser, die letzten Mohikaner unsers Silbergeldes, verschwinden in erschreckender Weise. Trotz der strengsten Verbote gehen sie zu Tausenden über die Grenze, weil man dort vortheilhaft östreichisches Papiergeld dafür einkauft. So sind wir auf Kupfer und Guldenscheine beschränkt, welche letztern man zu zerstückeln genöthigt ist, um Halbe- und Viertelgulden zu erzeugen. Geschäftsleute suchen sich auch mit beliebigen Surrogaten der Münze zu behelfen, die nur Werth für sie und ihre Kunden haben. Brief- und Stempelmarken cursiren als Scheidemünze. Bald werden wir in den Tauschhandel barbarischer Zeiten zurückfallen, und man wird dem Schneider einen Rock mit so und so viel Säcken Kartoffeln bezahlen. Daß wir Oestreicher uns scheuen, gegenwärtig eine Reise ins Ausland zu machen, ist ganz natürlich, weil wir an unsern Guldenscheinen enorme Verluste erleiden. Was will das aber sagen gegen die Verluste des Geschäftsverkehrs überhaupt? In Folge dieser ungünstigen Sachlage büßt der Staat jährlich viele Millionen ein.“

Auch von Veruntreuungen sprach der Gutsbesitzer, wie man sie sonst nur in Rußland erwartet. Jener General, meinte er, welcher die braven östreichischen Truppen im vorjährigen Feldzuge habe verschmachten lassen, indeß die für den Soldaten bestimmten Ochsen andre Wege gegangen seien, stehe durchaus nicht allein; er sei nur Einer von denen, die man ertappt und zur Rechenschaft gezogen habe.

Als der Gutsbesitzer diese und ähnliche Klagen vor mir laut werden ließ, bebten seine Lippen, und sein Gesicht glühte vor Zorn. „Sehen Sie, rief er, diese von Gott gesegnete Gegend, diese rührigen, gutwilligen und auch klugen Menschen. Sind wir nicht ein Volk, das ebenso glücklich sein könnte, wie viele andere Völker, ja glücklicher als manche, die jetzt voll Mißachtung auf uns niedersehn?“

Auch die Industrie, fügte er hinzu, kann in unserm Staate, der noch einer unendlichen Entwicklung in dieser Beziehung fähig ist, nicht recht aufkommen, weil von oben her alles nach Laune angeordnet und gehandhabt wird, ohne Consequenz, ohne Einsicht überhaupt, ohne Gerechtigkeit, ohne guten Willen.“ „Ja, fügte er bitter hinzu, wenn sie sich besonderer Protection erfreuen, und am rechten Orte die rechten Federn springen lassen: dann

mag Ihnen wol etwas gelingen. Ob dem Lande damit Schaden geschieht oder nicht, gilt den Herren gleichviel.“

Hatte der Gutsbesitzer sich über die Verwaltung des Landes in Klagen ergangen, so schlug der Tourist, ein welterfahrener Mann, der durch die Stellung seiner nächsten Verwandten Gelegenheit gehabt, Einblicke in das Triebwerk der Staatsmaschine zu thun, einen Ton des Spottes an, der mich nicht wenig überraschte. Mit der Gleichgültigkeit, womit ein Professor der Anatomie über einen vor ihm liegenden Cadaver spricht, ließ er sich in merkwürdiger Offenheit über das zerrüttete Kaiserreich aus. „Mag es lieber heute als morgen in Stücke gehen!“ sagte er, seine Cigarre ruhig dampfend; „nur aus seinen Trümmern wird neues Leben für uns erstehn, und auch Ihr Deutschland wird dabei gut fahren. Sagen Sie selbst: kann dies Ministerium helfen? will es helfen? kann irgend ein Ministerium helfen bei dem herrschenden, tief eingewurzelten System? Ist mit diesem Reichstag etwas anderes gemeint, als Menschen und Geld zu einem neuen Krieg, Wiedergewinn der Stellung Habsburgs in Italien, Niederwerfung Sardiniens?“

„Es ist ein altes Gesetz“, fuhr er fort, „wer nicht mit der Zeit geht, den tritt sie unter ihre Füße. Der Absolutismus der Throne, wie auch der Kirche, hat sich überlebt. Die Völker sind reif geworden, um ihre Angelegenheiten mit zu berathen. Oestreich kann wirkliche constitutionelle Freiheit nicht gewähren, weil es damit die Kraft der verschiedenen Nationalitäten, die seinem Scepter unterworfen sind, entwickeln und so seine eigene Auflösung betreiben würde. Es kann aber auch die Freiheit nicht verwehren; denn flügge Vögel bleiben nicht mehr auf dem Neste.“

„Wenn mich nicht Alles trägt“, fuhr er in merkwürdiger Borahnung der Dinge, die wir in diesen Tagen (Ende October) erlebten, fort, „wenn mich nicht Alles trägt, so wird unser Reichberg einen Mittelweg gehen: er wird eine Scheinconstitution geben, einen Theatergeist der Freiheit, der plötzlich aus dem Versenkungsloche auf die Bühne steigt, um, wenn er seine Wirkung gethan hat, wieder in die Nacht zu verschwinden.“

Mit großer Energie blies er aus seinem Cigarrenhalter den abgerauchten Stummel über den Gartentisch, an dem wir saßen, und steckte gemüthsrühig einen andern Glimmstengel hinein. „Wie sagt doch Shylock?“ fuhr er fort. „Er seh' sich vor mit seinem Schein!“ — „Mit der Freiheit spielen ist heut zu Tage gefährlich; das Bewußtsein der Nationen ist durch die Vorgänge in Italien wunderbar geweckt, und nicht alle Völker lassen sich mehr einreden, daß Fünf eine grade Zahl ist.“

„Ich muß lachen“, sagte er nach einer Weile, „wenn ich der hundert Oestreicher gedenke, mit denen ich diesen Sommer über den Semmering nach Italien reiste. Diese Schelme — es waren fast lauter wiener Kinder —

hatten sich für den Papst anwerben lassen. So kommen wir, sagten sie mir in liebenswürdiger Offenheit, umsonst bis Rom — und gehen dann zu Garibaldi. — Finden Sie das nicht lustig: Oestreicher, die auf Staatskosten dem Reichsfeind in die Arme laufen?“

Füge ich nun dieser extremen Stimme aus Oestreich noch die eines Wiener Studenten, „im letzten Semester“ hinzu, so könnte man meinen, daß es unter der östreichischen Jugend eine Partei gibt, welche von einem un-
ter Preußen geeinigten Deutschland eine Rettung Oestreichs erwartet.

An dem letzten Tage meines Aufenthalts in der Kaiserstadt bestieg ich den nahen Kahlenberg. Unterwegs gesellte sich ein Musesohn zu mir, ein geistvoller junger Mann von edler Gestalt mit großen, feurigen Augen. Als derselbe hörte, daß ich ein Rheinländer sei, forschte er mit Begier nach unsern Zuständen und besonders — nach den Bestrebungen des Nationalvereins. Mit großer Anerkennung ließ er sich über Gervinus und Häuffer aus, deren Schriften er mit seinen Gesinnungsgenossen las. „O!“ rief er, „wollte Gott, daß man endlich bei uns lernte, sich vor dem Geiste zu beugen, statt ihn zu bekämpfen. Mit dem Strome schwimmend würde Oestreich stark sein; gegen denselben ringend, erschöpft es seine Kraft. Ließe man doch endlich den Kampf um die Herrschaft über Italien fahren, und schlug selbst Venedig lieber um ein gutes Stück Geld los, das doch nur immer unser Stiefkind sein wird. Was vielen großen Kaisern trotz der angespanntesten Kraft nicht gelang, das ist wol kaum der Gegenwart beschieden. Sardinien ist die treibende Kraft jenseits der Alpen; es hat ganz Italien durchsäuert, und eine neue freiheitliche Großmacht ist in dem Lande, das der Po durchströmt und der Appenin durchschneidet, erstanden, die auf das Gefühl des gemeinsamen Vaterlandes gebaut ist und einer schönen Zukunft entgegenzieht. Die treibende Kraft diesseits der Alpen aber ist, so scheint es mir, Preußen, das wir nur immer Jungdeutschland nennen. Möchten doch die vereinigten Fürsten und Völker draußen im Reich erkennen, daß nur die Unterordnung unter diese Macht ihre Zukunft sichert, da sie allein ihnen die ausreichende Kraft zwischen zwei erobersüchtigen Großstaaten zu schaffen im Stande ist. Möchte auch Oestreich nicht länger versuchen, aus Selbstsucht und Kurzsichtigkeit die Entwicklung Deutschlands zu hemmen. Deutschlands Stärke ist auch Oestreichs Stärke. Mit ihm verbündet und mit seinen eignen Völkern durch das Geschenk voller Freiheit ausgeföhnt, braucht es vor keinem Feinde zu beben.“

„Oestreichs Aufgabe,“ fuhr er fort und wies die vor uns ausgebreitete Donau hinab gen Osten, wo die Gebirge von Mähren und Ungarn den Gesichtskreis schlossen, „Oestreichs Aufgabe ist die Verbreitung deutscher Bildung und deutscher Geseßung in den Donauländern.“ Im Osten Deutschlands liegt, wie

schon unser Name sagt, unser Reich fernhin bis zu den Grenzen Auslands und der Türkei, welche letztere wir, wenn sie zerfällt, mit zu beerben Anspruch haben und in der That mit beerben werden, wenn wir erst Ordnung im eignen Hause geschafft haben. Schaffen wir diese Ordnung nicht, dann freilich erben wir nicht, sondern werden beerbt.“

Wir standen auf der Leopoldshöhe, dem schönsten Punkte des Kahlenbergs, neben der Kirche, in welcher einst der Polenkönig Sobieski, Markgraf Ludwig von Baden und Herzog Karl von Lothringen des Himmels Beistand angerufen hatten, bevor sie niederstiegen zur berühmten Türken Schlacht. Begrenzt von der Donau, welche die große Insel Lobau und viele kleinere Auen wie grüne Schilde in silberner Umfassung hält, dehnte sich die ungeheure Fläche des Marchfeldes aus, wo einst Rudolf von Habsburg durch den Sieg über den Böhmenkönig Ottokar den Grundstein zu der Macht seines Hauses legte. Wir sahen ganz deutlich den weißen Kirchturm von Aspern glänzen; daneben lag Eslingen — die denkwürdigen Zeugen des österreichischen Ruhms aus dem Jahre 1809. Die aus der Ebene aufsteigenden Dünste des Abends verdeckten das etwas fernere Wagram. Diesseits der Donau zeigte sich das qualmende Häusermeer der Kaiserstadt mit ihren Palästen und Thürmen, aus deren Mitte der Stephan wie ein Riese emporstieg. Im Osten erschienen die kleinen Karpathen, die Grenzwächter zwischen Mähren und Ungarn, im Süden die steirischen Alpen, roth angehocht von der Glut des Abendhimmels. Allmählig erblaßten Wolken und Berge; Nebelgebilde erhoben sich gespensterhaft; inmitten derselben stand rothglühend der Vollmond und schaute wie zürnend auf das österreichische Land und seine Hauptstadt.

Von der preussischen Grenze.

Da die Berliner Luft die Eigenthümlichkeit hat, alle, die in ihr leben, mit der stillen wonnigen Ueberzeugung zu durchdringen, daß Alles, was in Berlin geschieht, vortrefflich sei, so wird es nöthig sein, von Zeit zu Zeit daran zu erinnern, daß man anderwärts diese Zufriedenheit nicht ganz theilt.

Um sich ein Urtheil über die Berliner Politik zu bilden, muß man sich auf den Standpunkt versetzen, den das preussische Cabinet einnimmt. Auch wenn man diesen Standpunkt nicht für den richtigen hält, so muß man doch zugeben, daß das Cabinet nur nach seinen eignen Perspektiven seine Dispositionen treffen kann und nicht nach denen Andern. Der Standpunkt des preussischen Cabinets ist aber folgender:

Im nächsten Frühjahr wird Victor Emanuel so weit gerüstet sein, um Venedig anzugreifen; diesen Angriff wird man durch Erregung eines Aufstandes in Ungarn